

norme Charaktere beschränken kann. Der Geisteskranke gleicht einem enragirten Politiker, der blind für alle Einwände nur das hört, fühlt, sieht, was zu Gunsten der von ihm verfochtenen Anschauungen spricht.

Aehnliche Anschauungen finden sich u. A. schon bei SANDBERG, LINKE; der Erstere hält bei dem Zustandekommen von Wahnideen das Misstrauen für die Gemüthsstimmung, die unbedingt vorhanden sein muss; nach LINKE ist es die mit dem Gefühl des Unbehagens verbundene gespannte Erwartung. Nur insofern weicht T. von ihnen ab, als er in dem Misstrauen bezw. der eben geschilderten Erwartung nicht das erste Zeichen der sich entwickelnden Krankheit erblickt, sondern vielmehr eine persönliche Eigenthümlichkeit des später Erkrankenden, die mit anderen mehr positiven Eigenschaften wie Eitelkeit, Ehrgeiz vereint ist, während andere, insbesondere altruistische fehlen.

Damit fällt denn auch der schroffe Gegensatz, der bei der früher üblichen Klassifikation der Psychosen zwischen Manie und Melancholie auf der einen, Paranoia auf der anderen Seite bestand; die ersteren fasste man als primäre Affekt- und Gefühlsstörungen auf, die Paranoia aber als die primäre Erkrankung des Intellekts, als Verstandesstörung.

Sodann bespricht T., der weiteren Entwicklung der Paranoia folgend, die Halluzinationen, die sich in den meisten Krankheitsfällen vorfinden. Manche Autoren meinen, die Halluzinationen seien nichts anderes wie die intensivsten Wahnvorstellungen, zwischen ihnen bestehe nur ein quantitativer, kein qualitativer Unterschied. Dieser Ansicht vermag sich T. nicht anzuschliessen; sie sind etwas grundverschiedenes, wie das u. A. daraus hervorgeht, dass die Halluzinationen viel mehr Mannigfaltigkeit und Abwechslung bieten gegenüber den einförmigen, sich meist gleich bleibenden Wahnideen, sowie daraus, dass die Verrücktheit nach dem Hinzutreten von Halluzinationen ein ganz anderes Bild darbietet, einen anderen Verlauf nimmt wie vordem. Nach T. handelt es sich bei den Halluzinationen mehr um Illusionen: durch wirkliche Sinneseindrücke werden sie veranlasst und hervorgerufen, nicht durch unmittelbar vorausgegangene Gedankenvorgänge. Der Gesunde nimmt von diesen Sinneseindrücken keine Notiz; der Kranke aber lauscht etwa gespannt auf Laute, die an sein Ohr dringen, sucht darin eine geheimnissvolle Bedeutung und findet sie schliesslich auch. Später bedarf es dieser Auslösung durch wirkliche Sinneseindrücke nicht mehr; dann kann jeder unvermittelte Gedanke, der seinen Inhalt aus dem weiten Kreise des ganzen Bewusstseinsinhaltes, aus Erinnerungsbildern und deren Karrikaturen schöpft, zu einem gehörten, gesehenen, gefühlten werden; sie werden nicht mehr als Eigenthum anerkannt und imponiren somit als etwa fremdes, von aussen Kommendes. ERNST SCHULTZE (Bonn).

**DIDIER. Kleptomanie und Hypnotherapie.** Halle a. d. S. 1896 Verlag des Verfassers. (Leipzig, Krüger u. Co.). 13 S.

Es muss von vornherein auf grosse und gerechte Bedenken stossen, wenn man den längst in das Reich der Schatten versetzten Monomanien aufs Neue Athem einhauchen und sie ins Leben zurückrufen will. Jedenfalls würde es hierzu etwas mehr Geist bedürfen, als sich in dem vorliegenden kleinen Aufsatz entdecken lässt, und wenn wir statt dessen auf

zahllose stilistische Unmöglichkeiten und auf geradezu unverständliche Satzbildungen stossen, so wissen wir nicht recht, was wir mit dem Ganzen anfangen sollen.

Des Pudels Kern ist bald enthüllt.

Ein junger Mensch stiehlt was er bekommen kann, und soll durch Hypnotismus geheilt werden. Es folgen dann einige nicht ganz klare Auseinandersetzungen über Hysterie und Entartung und über den Einfluss der Träume auf unser Verhalten im wachen Zustande, oder wie sich der Verfasser auszudrücken beliebt, dass sie ganz besonders den Impulsionsausgangspunkt für den erwachten Lebenszustand werden können. In ähnlicher Weise könne man umgekehrt den Impulsionen entgegen wirken.

„Sobald die onirische Idee das Gebiet des Bewusstseins ganz und gar zerstört, so ist sie eine Art Monoideismus, der in der Weise eines Behaftetseins das Subjekt bis zur Unterwürfigkeit im Gehorsam beherrscht u. s. w.“

Ich denke, man wird den Vorwurf der Unklarheit auch ohne weitere Belege gelten lassen, und man kann die gute Absicht des Verfassers anerkennen, solche Fälle zur Kenntniss des grossen Publikums zu bringen, damit jugendliche Personen, die zum Stehlen neigen, nicht ohne Weiteres dem Gerichte ausgeliefert werden, ohne ihn deshalb der Verpflichtung zu entbinden, die Gründe für seine Ansicht in einer verständlichen Sprache vorzubringen.

PELMAN.

L. LÖWENFELD. **Ueber musikalische Zwangsvorstellungen.** *Centralblatt für Nervenheilkunde u. Psych.* N. F. Bd. VIII, S. 57—62. 1897.

Eine an periodischer Melancholie leidende Patientin des Verf. hatte während ihrer Anfälle, vom Beginne ihrer Verstimmung ab, Melodien im Kopf und zwar vorzugsweise solche heiteren Charakters, die sehr belästigend wirkten; mit der Besserung oder Verschlimmerung des geistigen Befindens machten sie sich auch weniger oder mehr geltend; bei der definitiven Heilung schwanden sie endgültig; die Melodien waren bald leicht zu spielen, bald wieder so schwer, dass die Kranke sich nur mit Mühe den betreffenden Fingersatz vorstellen konnte.

Solche musikalische Zwangsvorstellungen hat Verf. mehrfach beobachtet, aber dauernd und intensiv nur bei Kranken; immer handelte es sich um musikausübende Individuen, ohne dass indess jedesmal eine Ueberanstrengung vorgelegen haben müsste. Der Inhalt ist von sehr wechselndem Charakter und verschiedener musikalischer Dignität. Es sind nicht immer Gehörsvorstellungen, sondern auch Bewegungsvorstellungen, darauf hinzielend, sich den Fingersatz vorzustellen, letzteres besonders dann, wenn die Technik das musikalische Gehör und Gefühl überwiegt. Die Vorstellungen können sehr hartnäckig sein, Tag und Nacht dauern, den Schlaf verschlechtern, ja peinliche Zufälle anderer Art herbeiführen.

Liegt Ueberanstrengung vor, so kann man von einem „durch funktionelle Hyperämie bedingten andauerndem Reizzustande gewisser Elemente der kortikalen Hörsphäre“ reden; indess bedarf es, wie schon gesagt, nicht immer der Ueberanstrengung; es genügt neben der Beschäftigung mit der Musik überhaupt, die eine gewisse Disposition schafft, ein gleichgültig wie bedingter Erschöpfungszustand des Gehirns oder eine vorübergehende